

Sahlis Hochwacht

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **187 (1914)**

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sahlis Hochwacht.

Erzählung von Josef Reinhart.

Vom Tale herauf, wo mein Vaterhaus stand, war ich manchmal auf Sahlis Hochwacht gestiegen, hatte auf das grüne Heimattal mit seinen grauen Strohdächern hinabgesehen, ins wellige Flachland hinaus, bis in die Schneeberge hinein. Auch nach Norden hatte ich geschaut, hatte die Türme der Baselstadt erspäht und ein weißes Band aufblitzen sehen, den Rheinstrom. Aber warum die Fluh den Namen trug, vernahm ich erst, als einst auf der Hochwacht das Bundesfeuer brannte. Wir saßen vor dem Hause, der Vater hatte die gedengelte Sense an die Wand gehängt; die Pfeife in der Hand, ließ er sich auf den Dengelstock nieder. Ich wollte ihm das Bündholz über sein Pfeisichen halten, als eben die Glocken im Dörschen erklangen. Während wir innehielten und eine Weile horchten, ging auf der Hochwacht ein Feuer an, und es war schön, zu sehen, wie jetzt über der Fluh am Himmel ein Stern nach dem andern erglomm und hoch über dem Feuer leuchtend stehen blieb, wie ein heller Funke, der in der Stille und Atemlosigkeit des Abends ruhig aus der Flamme gestiegen war.

„Sahlis Hochwacht! Die leuchtet weit!“

„Ja, bis über den Rhein und bis an die Schneeberge. Ist wohl die schönste Hochwacht gewesen, weit im Land!“

Ich horchte auf und schaute den Vater fragend an.

„'s ist halt nicht die einzige gewesen,“ fuhr er fort, „hat wohl auch manches Mal den Dienst getan, wenn Krieg im Land. Weißt denn nichts von den „Chuzen“? Uns hat der Lehrer viel erzählt davon, der alt' Peter, der selber ein Kriegermann gewesen und Pulver hat gerochen. Ich seh' ihn immer noch — tröst' ihn der Herrgott im Himmel. — Mein' wohl, er sitzt noch alleweil mit seiner großen Pfeife in der alten Schule am Fenster, und ich hör' ihn erzählen von den alten Schweizern. Jaja, der Peter! Er lachte selten, und die Mägdlein und auch die Buben fürchteten seine Augen, und mancher trug rote Ohren heim aus der Schule. Aber wenn er von den alten Schweizern erzählte, oder von

den Dingen des Vaterlands, dann war's, als ob ein anderer auf dem Stuhle säße vor uns: Seine Augen glänzten, und seine Runzelwangen fingen an zu blühen; keiner tat ein Auge von ihm, und mit offenem Munde saßen wir da. Wir wagten kaum zu atmen, wenn er schilderte, wie sie auszogen, die Alten, mit Pfeifen und Trommeln, mit trozigen Liedern. Fast am liebsten hörten wir die Geschichte von den St. Ursenknaben, die vom Kirchweih Tanz hinweg zum Schwabentanz nach Dornach liefen. Die Fahne tauchten sie in den Brunnen; eh' das Tüchlein trocken, wollten sie den Schwaben auf den Fersen sein. Jaja, da haben sie gelacht, als sie das Feld geräumt, und haben gesungen auf dem Heimweg. — Wie heißt das Lied, das sie gesungen, die heimkehrenden St. Ursenknaben, er hat's uns einst gelehrt, der alt' Peter:

An einem Montag es geschah,
Da man Landsknechte ziehen sah,
Die wollten Dorneck beschauen.
O Dorneck, du hochstehend Haus,
Tußt ihnen weh in den Augen.

O Dorneck, bist ein hohes Haus,
Die Schwaben machen eine Küche draus,
Schau, wie die Häfen schäumen!
Und als es war um Vesperzeit,
Tat man die Küche räumen.

Sie zogen wieder über die Heid',
Den Schwaben nahm man große Beut'.
Sie han nicht wohl sich gehalten.
Eidgenossen schlugen wacker drein,
Han die Köpfe ihnen zerpalten.

Der uns dies Liedchen macht bekannt,
Ein Schweizerknab' ist er genannt.
Er hat es oft gesungen.
Bei Dorneck vor dem grünen Wald
Hat man die Schwaben geschwungen.

So erzählte der Lehrer, und so sang er uns die Lieder dazu, die die Alten auf ihren Zügen schallen ließen.

Aber nicht immer leuchteten Peters Augen, es kamen Zeiten, wo seine Erzählung fast stocken wollte. Als es bergab ging mit dem alten

Heldentum, als die Schweizer ihre Kraft und den Kriegermut mit dem Gulden sich bezahlen ließen — das erzählte er nicht gern, und eine rote Ader stand an seiner Stirn. Es ist mir jetzt noch in den Ohren, jedes Wort.

„Der Hochmutssteufel und der Geldteufel sind Meister worden. Gingen mit dem jungen Blut zu Markt: „Wer zahlt mehr! Der König oder der Papst?“ Jetzt gut Nacht, du schönes Heldenland! Wollten andern den Meister zeigen und ließen im eignen

Schweizerhaus die Händelsucht groß wachsen. Sind dann die fremden Nachbarn gekommen und haben Ordnung gemacht, als alles drum und drüber ging und keine Eintracht war; aber nicht umsonst. Nein, nicht umsonst!“

Er schwieg eine Weile. Wir wagten nicht, ihn anzusehen; freilich wußten wir nicht recht, was dem Alten das Blut so rot in den Kopf trieb. Erst später vernahmen wir, daß sein Vater von den Franzosen erschossen worden war, weil der sich weigerte, mit Pferd und Wagen gestohlenen Geld nach Frankreich zu führen. Er erzählte es nie selber, aber seine Stimme zitterte, wenn er auf die Franzosen kam, die in unser Land gefallen, wie in einen Garten, und das schöne Eigengewächs zertreten und fremde Saat gesät!

„Freilich“ — da stutzte er, wie wenn er sich befänne, ob er doch nicht zuviel gesagt.

„Freilich, im Garten war Unkraut, viel Unkraut, da muß halt auch das gute Gewächs



Die Pfeife in der Hand, ließ er sich auf den Dangelstod nieder.

dran glauben, wenn gejätet wird. Die Franzosen haben gründlich gejätet im Schweizergarten und neues Kraut gesät. — Nun — ist ja am End' doch wieder grün geworden — muß es sagen — aber teuer ist der Same gewesen!“

Das war in jener Stunde, als wir nachher Brüche rechnen mußten, da war einer in der Eselsbank, der Sahli; ein Bub mit Laubflecken und roten Haaren; der hatte keinen Mund und keine Ohren, wenn es ans Rechnen ging. Weiß Gott, das wollte ihm nicht in den Kopf. Nur wenn der Lehrer von den Schweizer-taten erzählte, dann horchte er auf, wie ein Kriegergroß, wenn es Trompetentöne hört. —

Und wir wußten es wohl, so ungeschickt sich Sahli in den andern Fächern zeigte, der Lehrer gab ihm nie ein hartes Wort. Es war wie ein Schatten von Mitleid auf seinem Gesicht, wenn er zu ihm trat und ihm die schwere Hand auf die Schulter legte:

„Mußt lernen, Sahli,“ sagte er dann fast freundlich, „sonst wirst nie Soldat, wie dein Vater einer war!“

Das war, wie wenn er ihn geschlagen hätte; und wenn die Schule aus war, ging er heim zu seiner Pflegemutter, als hätt' ihm jemand weiß Gott was angesagt.

Trotzdem ich's damals nicht begriff, warum der Sahli mit seiner Unbeholfenheit beim Lehrer so wohl angeschrieben stand, war ich doch gern bei ihm, da wir den gleichen Weg zur Schule hatten und nicht gar weit voneinander wohnten. Oft dauerte er mich fast, wenn ich seine Pflegemutter ihn schelten hörte, sobald er ein Buch oder Heft zur Hand nahm.

Ich gab ihm manchen Apfel aus meines Vaters Garten, und deshalb war er auch vertrauter zu mir als zu den andern, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er mehr Recht haben sollte als sie beim Lehrer.

Aber von jener Stunde an, da der Lehrer den Sonderbundskrieg erzählte, schauten ihn fast alle mit andern Augen an. Der Lehrer hatte von jener Zeit berichtet, da im Schweizerland wieder einmal Haßstreit ausgebrochen; aber nicht kleinmütig erzählte er den Ausgang des Krieges, sondern fast mit Stolz und Zuversicht in den Augen: „Da haben wir keinen fremden Meister gebraucht,“ sagte er, „wir haben selber Ordnung gemacht, wohl, aber brave Männer, an die hundert, haben Blut oder gar ihr Leben hingegeben in Gislikon. — Ist auch einer unter uns: Sein Vater hat dort verbluten müssen fürs Vaterland!“

Der Lehrer schwieg; aber mit einem Blick auf Sahli ging er an seinen Platz, und es war, als seine Augen auf Sahlis Haupte ruhten, wie wenn ein Bauer auf ein junges Saatsfeld blickt. Sahli ward rot bis an die Stirn; einmal schaute er hinüber zum Lehrer, als ob er ihm danken oder etwas versprechen wollte; dann senkte er den Kopf, wie wenn er sich schämte vor den Blicken der Schüler, die neugierig und fast ehrfürchtig auf ihm ruhten.

Ich hatte beinahe Stolz, als ich mit ihm nach Hause ging; aber er war wie oft und immer wortfarg. Als jedoch unsere Wege schieden, da

blieb er stehen, winkte mir mit dem Kopf und ging voraus, als hätt' er mir weiß was Wunderbares zu eröffnen. Er führte mich in sein Kammerlein, ein dunkles Loch mit blinden Scheiben.

Unter seinem Bett hervor holte er ein altes, schwarzes Ding. Langsam, mit fast zitternden hastigen Fingern, hob er's ans Licht. Ich erkannte am gelben Messinggriff einen Säbel, den er behutsam, als ob er zerbrechlich wäre, aus der schwarzen Lederscheide zog. Er hielt die blanke Klinge ans Licht des Fensters, und sie glänzte im matten Schein der trüben Scheibe. Wie lieblosend strich er mit der Hand darüber. „Das ist des Vaters Säbel“, sagte er langsam, ohne mich anzusehen; aber ich gewahrte, wie eine Röte sich über sein bleiches Gesicht ergoß.

Er hielt ihn noch eine Weile in den Händen, aber etwas von mir abgewendet, als ob er die Waffe vor meiner Berührung schützen wollte.

Ich stand da und wußte nichts zu sagen, der Sahli schien mir, mit dem Säbel in der Hand, fast größer geworden.

Und als beide schwiegen, schaute er mich fragend an, als ob er ein Wort aus meinem Mund erwartete.

„Wirst hoffentlich auch ein Soldat“, sagte ich, um das Schweigen zu brechen, und lächelte dazu.

Er atmete auf und nickte leise, als ob ich etwas Selbstverständliches gesagt. Dann wischte er die Klinge an seinem Ärmel ab, steckte sie behutsam wieder ein und rückte das teure Andenken tief unter's Bett.

Das Geheimnis des Säbels hütete ich und wollte nicht, daß die andern daran rührten; denn das war die Zeit, da unser Übermut ins Kraut schoß. Aber der Lehrer wußte unsere Bubenlust ins rechte Geleise zu bringen. Er kam an freien Tagen oft mit uns in den Wald, schnitt uns Säbel zurecht, gar Lanzen und Hellebarden. Er führte Schlachten auf mit uns. Einmal machte er mit uns eine Reise ins Zeughaus der St. Ursenstadt, wo die Kanone steht mit dem zererschossenen Eimer aus dem Sonderbund. Wenn die Werke der Bauern vorbei waren, durften wir mit ihm Fußreisen machen; soldatisch ging es da zu, und starke Schuhe brauchte einer. Auf die Hochwacht, wo im Krieg die „Ghuzen“ einst gebrannt und ins Land

gezündet. — Nach
Baselstadt wan-
derten wir mit ihm
— ja Büblein,
lach' nur, das war
kein Katzenprung,
und die Eisenbah-
nen waren noch sel-
ten — das war im
neunundfünfziger
Jahr. Aber am
längsten blieb uns
eine Reise im Ge-
dächtnis, nicht nur,
weil wir das Sem-
pacher Schlach-
telfeld mit eigenen
Augen sehen durf-
ten, sondern eines
Erlebnisses wegen,
das mich und mei-
nen Freund Sahli
nah berührte. Wir
standen auf der
Höhe, oberhalb
des Kampfplatzes.

Der Lehrer hatte

mit wenig Worten etwas erklärt, wir hatten
ein Lied gesungen und drängten uns mit
allerhand Fragen an ihn; nur Sahli stand
abseits und blickte über die Landschaft hinweg,
als ob er jenseits der Dörfer und Hügel
ein verborgenes Ziel suchte. Als der Lehrer
ihn bemerkte, leuchtete etwas in seinen Augen
auf: „Ja,“ sagte er, „dort drüben ist auch ein
Kampfplatz, bei Gislikon an der Reuß, hinter
jenem Hügel. Dort haben sie auch brav ge-
kämpft im siebenundvierziger Jahr.“ Dabei
blieb sein Blick auf Sahli ruhen; aber, als ob
er sich einer versäumten Stunde erinnerte,
schaute er nach der Sonne, die schon über den
Wäldern des fernen Juras stand: „Wir müssen
aufbrechen! Bis dort hinüber ist es weit, und
zu Fuß gibt's noch heiße Stunden zu wandern.“
Wir baten, noch ein paar Minuten bleiben
zu dürfen, was er großmütig gestattete. Ich
gesellschaftete mich zu Sahli hinüber, der abseits,
unruhig, als ob ihn etwas Verlorenes



Er hielt die blanke Klinge ans Licht des Fensters, und sie glänzte im matten Schein der trüben Scheibe.

schmerzte, auf und nieder ging und wieder stehen blieb.

„Was hast, Sahli?“ fragte ich.

„Nichts, he nichts!“

„Sag' mir's!“

Dann zog er mich näher und sagte mir's ins Ohr: „Weißt, ich möcht' hinüber — nach Gislikon!“

„Was denkst du?! Ein andermal!“

„Ich muß hinüber, sehen muß ich's mit den Augen.“

Ich blieb still. Ich sah das Unmögliche seines Planes ein, konnte ihm aber doch nicht widersprechen, wenn ich in seine Augen sah, die wie von einem Fieber erregt waren.

Ich machte mich zum Lehrer, der in unserm Hause ein bekannter Gast war:

„Jhr! Der Sahli möcht' nach Gislikon heute“, sagte ich leis, fast bittend zu ihm.

Der Lehrer schaute unwillig zu Sahli hin, über mich weg, so daß der es hören mußte:

„Was kommt ihm in den Sinn! Jetzt auf den Abend! Nein, vernachten, verirren müßt' er!“

„Wegen seinem Vater —“ wandte ich zögernd und ohne Hoffnung ein.

„Geht nicht, er muß mit uns! Jawohl — keine Rede! Ordnung! Gehorchen — wenn er Soldat sein will!“ Damit schwang er kurzerhand seinen schweren Rock über die Schultern, zog den hohen Strohhut tiefer über die Augen und winkte zum Abmarsch. Singend zogen die Schüler noch eine Weile über die Höhe, der sinkenden Sonne nach. Der Lehrer schaute nicht mehr zurück. Gesenkten Hauptes, als ob ihn der Zwang des Verbotes selber bedrückte, ging er voraus, die andern jauchzend hinterdrein. Ich ließ sie ahnungslos an mir vorüberziehen und wartete auf Sahli, der langsam, als kostete ihn jeder Schritt Überwindung, dem Zuge folgte.

„Es geht halt einfach nicht, was denkst?“ sagte ich. „'s ist wie beim Militär!“

„Ich muß hinüber jetzt, wo es doch so nah ist.“ Ich blieb stehen und wollte ihm zureden. Da sah ich, daß eine Träne an seiner Wange glänzte; mit verbissenem Mund stand er da und schaute zurück nach der Gegend seiner Sehnsucht:

„Ich muß es sehen, nur von weitem, so kann ich nicht heim!“ Das Wort stieß er heraus, und es lag ein Trotz darin und eine Sehnsucht, die alle Höh'n und Tiefen überwinden wollte.

Als ich ihn sah und hörte, dauerte er mich; ich wußte, daß er mit blutendem Herzen dem Verbot des Lehrers trockte, und ich weiß nicht, was es war — und rühmen will ich mich nicht — aber der Gedanke flatterte auf, wie ein Licht in meinem Kopf:

„Wart',“ rief ich, „ich komme mit!“

„Nein du, ich geh' allein!“

„Ich geh' mit!“

Ungläubig hatte er mich angesehen, da war ich ihm voraus. Als ob wir gestohlen hätten, eilten wir hügelab und hügelan, durch Dörfer und Weiler, spürten keine Müdigkeit, keinen Durst und keinen Hunger, fragten einmal da und einmal dort. Man gab uns Bescheid und schaute den fremden seltsamen Wanderbürschlein kopfschüttelnd nach. — Wir kamen auf eine Anhöhe; rote Abendwolken spiegelten sich in einem

Flusse, der im Tale rauschte; ein Dörflein lag daran, eine alte Brücke führte darüber, das mußte Gislikon sein. Sahli war mir vorausgeeilt; als ich oben ankam, fand ich ihn, sein Stock lag neben ihm auf dem Boden. Mit vorgebeugtem Kopfe stand er da, lange, als ob er in einem offenen Buche tiefe Gedanken läse. Ich sprach kein Wort, setzte mich auf einen Stein im Hintergrund und wartete, mir den Vorgang des Gefechts vor Augen führend, bis er sich umkehrte:

„Bist da?“ sagte er endlich, und sein Gesicht überflog ein heller Schein. Er hob den Stock auf, deutete damit hinüber nach der Brücke: „Dort unten haben sie gekämpft; dort ist er gefallen bei der Kanone!“ sagte er und hielt die Hand über die Augen, als ob ihn die sinkende Sonne blendete; — ich nickte. Wir schauten noch eine Weile in Gedanken hinab, dann gingen wir langsam über den Grat des Hügels in der Richtung unserer fernen Heimat weiter. Wir redeten wenig, und von Zeit zu Zeit schaute ich nach seinem Gesicht, um Beruhigung daraus zu lesen; denn erst jetzt, als die Sonne gesunken, stand mir die Tragweite unseres Unternehmens deutlich vor Augen. Aber Sahlis Gesicht zeigte nichts von Reue oder Furcht; sein Blick ging gradaus, als ob da weit vorn etwas Schönes zu sehen wäre. So schämte ich mich fast neben ihm und kam mir unsäglich klein vor. Und um meine Unruhe zu verbergen, zog ich wacker aus; er hielt aber Schritt — bis wir mit unserer Geographie zu Ende waren. Nun, so fragten wir halt wieder nach. Der Bauer schaute uns groß an, als der Sahli so herzhaft fragte: „Wo geht der Weg heim zu?“ Der Spott verging ihm; er gab uns Auskunft, und seine Frau mußte uns auf des Bauern Geheiß frische Milch und Brot reichen. Dann zogen wir weiter, in den sinkenden Abend hinein. Ich suchte noch hin und wieder ein Liedchen zu pfeifen oder einen lustigen Schnack zu erzählen, aber Sahli schien nur mit halbem Ohr zuzuhören. Er ging still nebenher, fast als ob er aus einer Kirche käme. Da schämte ich mich und hielt auch den Mund. —

Einmal, als der Weg schlechter geworden, atmete Sahli tief auf und hielt an:

„Du mußt jetzt noch leiden um meinetwillen, gelt!“ Ich lachte auf: „Was leiden! Meinst, ich fürcht' mich?“ Da ging er weiter, ward nach und nach gesprächiger: „Du,“ sagte er, „gelt, das Soldatsein, das ist schön!“ „Ja,“ sagte ich, „möcht' auch einer werden; zu der Reiterei will ich, ein Roß möcht' ich haben!“ „Ich möcht' halt ein Kanonier werden —“ versetzte er rasch, „aber wenn sie mich nur nehmen. Wenn ich nicht Soldat wäre, könnt' ich fast nicht leben!“

„O, du wirst schon Soldat! Bist bald groß genug!“

Das heiterte ihn auf. Wir lachten eine Zeitlang und erzählten allerlei Geschichten; wir gewahrten nicht, daß sich der Weg verengert hatte und wir unversehens, trotz dem aufgehenden Monde, in einen hügeligen Wald gekommen waren, der einen felsigen Höhenzug im Mittel- land befränzte. Wir hielten etwas ratlos an, da der Weg in den Stämmen sich verlief und eine weiße Straße erst unten am Fuß des Hügels wieder leuchtete. Quer über den Hügel hinunterzusteigen, hielten wir nicht für ratsam, da wir die felsigen Abhänge nicht kannten. Und doch blieb uns nichts übrig, als den unsichern Abstieg ins tiefere Tal zu versuchen. Es ging mühsam genug und war vielleicht gefährlicher, als wir ahnten. Mehr als einmal konnten wir unsere Kletterkünste brauchen, wobei ich denn auf einmal Sahli glaubte seufzen zu hören, als er niedersprang. Ich schaute ihn an, fragte, was ihm geschehen sei; er schüttelte den Kopf. Ich mußte mich getäuscht haben; aber als wir



Mit vorgebeugtem Kopfe stand er da, als ob er in einem offenen Buche tiefe Gedanken läse.

unten auf der Straße sichern Boden hatten, gewahrte ich im Licht des Mondes eine geisterhafte Blässe auf Sahlis Gesicht, doch ich fragte nicht und ging voraus. Da rief er wie unter verbissenen Schmerzen: „Wart', du, nicht so scharf — ich bin ein wenig müde!“

Er legte sich an den Rand der Straße ins Gras, und wir ruhten eine Weile aus. Da spürte ich erst die Müdigkeit und war froh, als Sahli den Vorschlag machte, hierzubleiben, bis der Morgen dämmerte.

Ich willigte ein, und bald schlief ich fest trotz dem ungewohnten Lager. Als ich erwachte und mich aufrichtete — die Vögel pfften schon in den Bäumen — schaute ich in die offenen Augen Sahlis; aus seinem Gesicht sprach ein herber Schmerz.

„Was fehlt?“ fragte ich erschrocken, „wo tut's weh?“

Er versuchte zu lächeln: „O nichts, ich hab' mich halt ein bißchen übertreten da oben, ist nicht der Rede wert!“ Ich gewahrte wohl, wie er taumelte, als er aufstand, und ich hörte deutlich einen Seufzer; aber er ließ mir nicht Zeit zum Fragen: „Komm jetzt, 's ist schon

vorüber!" Und wirklich, einige Schritte hinkte er, dann schien alles gut zu gehen; aber merkwürdig war's mir schon: er ließ mich immer einen Schritt oder zwei vorausgehen.

Im nächsten Dorf fragten wir nach der Richtung. Weiß Gott, was die Leute dachten; aber ich glaub', nichts Schlechtes. Man gab uns Kirichen und Brot und ließ uns endlich laufen, als wir keine nähere Auskunft gaben. Außerhalb eines Dorfes holte uns ein Fuhrwerk ein, das auf dem Weg nach Olten war. Der Mann hielt an.

"Der Kleine hinkt ja", sagte er fast rauh; aber das Mitleid tönte aus seinen Worten. Er lud uns auf und führte uns ein schönes Stück unserer Heimat entgegen, die schon lang mit der Hochwacht uns zu winken schien.

Gegen Abend kamen wir zu Hause an. Das ganze Dörflein war in Aufregung unsertwegen; man hatte die ganze Nacht gewartet und den ganzen Tag gesucht, und als ob ich der Anstifter und Sünder wäre, galten die bösen Blicke und giftigen Worte mir:

"Ausreißer, kommt ihr jetzt?" hieß es. Ich schämte mich und fühlte die Blicke der Leute wie spitzige Pfeile auf dem Rücken. Sahli ging aufrecht durch die Straßen, mit verbissenen Lippen; kein Mensch mochte ahnen, was er litt.

Wir wurde ein übler Empfang bereitet: Die Mutter hatte sich die Augen rot geweint, der Vater hatte, seine Angst und Unruhe verbergend, ein Donnerwetter geflucht. Nun ich wieder heil und gesund zu Hause war, mischte sich Wiedersehensfreude mit Vaterzorn. Aber den Stoß, den er zurechtgelegt, bekam ich doch nicht zu spüren; die Mutter nahm mich, Unheil ahnend, in das Kämmerlein unter ihre Zittiche. Und als ich ihr endlich erzählt und gebeichtet, machte sie mir einen Eierkuchen und wischte sich dabei im verschwiegenen einmal die Wange. Aber den Eierkuchen aß ich, weiß Gott, doch nicht. Herzensfroh, daß das Donnerwetter ohne Schaden vorübergegangen, legte ich mich zu Bette und schlief bis in den Morgen.

Was Sahli erlebt, weiß ich nicht. Aber das Ärgste fürchtete ich vom Lehrer, und ich weiß nicht, wie mir war, als wir in die Schule

kamen. Ich erwartete eine Strafpredigt, worin er uns als lebendige und abschreckende Beispiele untauglicher Soldaten vor die Schüler hinstellte. Nichts von alledem! Mich schien er nicht zu beachten. Sahli streifte er mit seinem Blick, ich weiß noch heute nicht, was darin lag, ob ein Vorwurf oder Dank. Aber es war, als ob nichts geschehen wäre; er rührte mit keinem Worte an das Vorgefallene, unterrichtete, erzählte, fragte, verwies wie sonst; aber es war eine Milde in seiner Rede, als ob ein großes Erlebnis seine Seele bewegte. Keinen fuhr er hart an wie sonst an diesem Tage, und häufiger als vor und eh blieb er bei Sahlis Schulbank stehen, wenn der, ungeschickter als je, an seinen Aufgaben saß.

Wir fiel es auf, daß der Sahli seit der langen Reise schweigsamer geworden, als ob sich ein Schatten auf seine Seele herniedergelassen.

Nur einmal gab es noch harte Worte in jenem Jahr, als der Lehrer mit uns im Freien den letzten Wettlauf hielt. Wer hätte damals gedacht, daß es der letzte wäre?

Sahli lief auch mit; aber er blieb bald zurück; da stellte ihn der Lehrer zur Rede:

"Was ist das, Sahli? Hast einen bösen Fuß? Läufst wie ein lahmer Schweb! Wirfst nie Soldat!" Die andern lachten eins; aber Sahli schlich sich kopfschüttelnd weg und ging nach Hause.

Ich glaubte zu gewahren, wie der Lehrer ein Auge auf Sahli hielt, als ob er an seinem Gang etwas Fremdes bemerkte. Da er nichts verlauten ließ, fragte ich ihn auch nicht weiter. Aber dem Lehrer blieb es nicht verborgen, daß Sahli litt, und einmal behielt er ihn nach der Schule zurück. Was er ihn gefragt, und was Sahli geantwortet, weiß ich nicht. Es kam ein anderes Ereignis dazwischen. In jener Woche am Gallustag ging die Kunde durch das Dorf, der alte Lehrer sei gestorben. Der Tod hatte ihn im Garten über einem alten Buche heimgesucht. Tröst' ihn Gott im Himmel!

Wir setzten eine rote Buche auf sein Grab, wo jetzt das Bänklein steht in der Friedhofecke.

Ein neuer Lehrer kam, ein junger, der uns nicht kannte, und so ging die Schule für mich fast ohne Freude zu Ende, und ich war beinahe

froh, als ich im Frühjahr den letzten Examen-
bagen heimtragen durfte.

Sahli kam zu einem Bauern; ich mußte in
die Fremde; als ich ihn zum letztenmal sah,
schaute ich unwillkürlich auf seinen Fuß. Sahli
errötete und fing rasch und hastig zu reden an,
ich weiß nicht was. Etwas betroffen gab ich
ihm die Hand:

„Adieu, Sahli, auf Wiedersehn im Soldaten-
dienst, gelt!“ sagte ich; er ward rot, lächelte
gezwungen und wandte sich ab.

Ich blieb länger in der Fremde, als ich
geglaubt, da meine Eltern mich entbehren
konnten. Nun, das fremde Brot hat nichts
geschadet; aber froh war ich doch, als mich der
Soldatendienst nach Hause rief. Da sahen wir
einander zum erstenmal wieder, als die Trommel
zur Soldatenaushebung rief. Den Tag vergeß
ich nicht; es war nach dem heißen Sommer,
als der Fünfundsechziger reif war.

Aufgesträußt, mit Ästern auf dem Hut,
sammelten wir uns auf dem Dorfplatz. Kopf-
hoch ein jeder; nur einer stand kleinmütig in
den hintern Reihen.

„Gottwillche, Sahli!“ sagte ich freundlich.
„Jetzt gilt's, jetzt geht's Soldatenleben an!“
Er nickte mit dem Kopf und lächelte, und wie
er fast verlegen da stand, kam er mir ein wenig
dumm vor. Wie hatte er sich verändert, der
Sahli, dem einst der Soldatendienst sein ein
und sein alles war! Ich sprach davon mit meinen
Kameraden; sie schüttelten den Kopf: „Er ist
immer so, wie ein Vogel mit lahmen Flügeln!“

Nun, ich suchte ihn zu ermuntern, war hell-
auf mit ihm; aber es war, wie wenn man einem
kranken Vogel lustige Lieder pfeift; mit hängen-
dem Kopf kam er hinterdrein.

In der Stadt kam es aus, was Sahlis
Luft und Jugendhoffnung wie eine Wolke be-
schattet hatte. Als er vor die Offiziere und
Ärzte treten mußte, kam es aus: Er hatte
einen krummen Fuß. Der Arzt machte ein
finsternes Gesicht und fuhr ihn erst ein wenig
hart an:

„Was ist da gegangen? Verpfuscht oder gar
nicht behandelt?“

Sahli schüttelte mit gesenktem Blick, wie
ein Sünder, den Kopf.

„Wer hat da gedoktert, niemand?“ Sahli
blieb die Antwort schuldig.

„Redet, gebt Antwort!“

Er schwieg noch eine Weile; dann brachte
er's heraus unter gepreßten Zähnen: „Hat's
niemand gewußt!“ Der Arzt stampfte mit dem
Fuß: „Schöne Geschichte, wieder ein Soldat
verloren! Ihr könnt jetzt daheim bleiben im
Krieg, helfen die Kinder hüten!“

Die andern lachten, ich kehrte mich um und
freute mich den ganzen Tag nicht mehr meines
eben erworbenen Soldatentums.

Wo Sahli hinkam, weiß ich nicht; ich wäre
gern bei ihm geblieben. Ich sah ihn fortgehen,
mit hängendem Kopf, wie wenn ihm einer den
Tod angesagt hätte. Als ich hinaus kam, war
er verschwunden. Er kehrte nicht mehr heim
ins Dorf, er schämte sich vor den Leuten.

„Er ist fort, wer weiß wohin?“ hieß es,
„aber was will er anfangen in der Fremde,
der dumme, scheue Sahli! Sie schicken ihn
bald wieder heim!“

Nach zwei Tagen brachten sie ihn aus dem
Bernbiet zurück. Der sei nicht recht im Kopf,
der taue nicht für die Fremde, hieß es. Sahli
kam zu seinem alten Meister. Stumm, fast wie
ein Tier am Wagen, tat er seine Arbeit und
zeigte sich selten im Dorf.

So war er bald und halb vergessen. Wer
hätte an ihn denken wollen im siebziger Jahr,
als der große Krieg losbrach!

Als die ersten Kanonen dumpf herein-
brummten, blieben die Leute auf dem Felde
stehen und schauten einander mit großen Augen
an. „Wenn's nur nicht näher kommt!“ Die alten
Leute fürchteten sich am meisten:

„Wenn der fremde Soldat ins Land bringt
wie Anno dreizehn oder im neunundneunziger
Jahr, dann gnad' uns Gott!“

Um den fremden Herrschaften zu zeigen,
daß wir im Land keine solchen Gäste mehr
brauchen, stellte das Militär eine lebendige
Mauer auf vom Jura bis an den Rhein hinüber.

An einem Abend lief der Bericht durchs
Dorf: „Morgen müssen sie an die Grenze!“

Mancher wäre gern in Sahlis Schuhen
gesteckt: „Der hat's gut, darf daheim bleiben,
muß nicht die teure Haut den fremden Kugeln

aussetzen.“ Uns traf's noch nicht, die neunundsiebziger, erst als der Krieg näher an die Schweizergrenze rückte. Als der Deutschländer dem armen Vogel, dem Bourbaki, fast alle Federn ausgerupft und daran war, ihn aus dem eigenen Nest zu werfen, da brauchte es einen starken Zaun an der Grenze, daß die beiden Vögel draußen blieben.

Drei Tage nach Dreikönigen traf es auch die Neunundsiebziger. Uns war es gleich. Wir fangen eins, trotzdem es uns auf den Tornister schneite.

Daheim war die Angst größer als bei uns.

„Wenn der fremde Schaden wieder ins Land kommt, behüt' uns Gott!“ Das war das Morgen- und Abendgebet zu Haus bei den alten Frauen und den Kindern im Dörflein.

Ins Dorf kamen Briefe von der Grenze, die berichteten, daß der Krieg und der Hunger die fremden Soldaten fast zu wilden Tieren gemacht, die nichts schonten, wo sie hindurchkämen.

Einer schaute zur Hochwacht hinauf und lächelte:

„Von dort vermöcht' man fast ins Kriegsland hineinzusehen. Die Hochwacht könnt' uns die Gefahr anzeigen, wie es einst und eh geschah.“

Der Großatt, wo der Sahli diente, wußte Bericht, wie in alten Tagen einer auf die Hochwacht steigen mußte, einer am Tage und einer in der Nacht, Auslug halten nach dem Feind, daß die unten im Dorfe ruhig ihrer Arbeit nachgehen konnten. Ein weißes Tuch, solange das Land sicher war vor Schaden, ein Feuer, wenn er näher kam.

„Ja, du lieber Gott!“ hieß es, „aufsteigen auf die Hochwacht und erfrieren bei der Jahreszeit, wenn die Jungen ausgezogen sind! Den müßte man mit Gold zahlen, der hinaufginge, Wacht zu halten!“

Die andern lachten: „Wär' auch ein Narr, der hinaufginge! Bringt nicht die Zeitung Bericht herein ins Dörflein?“

So ging die Zeit, aber die bange Sorge blieb wie ein graues Gespenst im Dorf, obschon ein mancher über die Kriegsfurcht spottete.

Bis am Paulitag einer stillstand im Dorf und hinaufzeigte nach der Fluh, die grau und schneefrei über Land lugt:

„Dort oben, was ist das?“ „Ein weißes Tüchlein!“ „Ein Wächter ist dort oben!“ Man lachte zuerst: „Ein Narr — wird wohl bald herabkommen!“ Am andern Tage blieb das weiße Tuch und leuchtete am blauen Himmel.

Wer hinaufschaute, dem schien es wie ein Trost in die Seele, obschon er aus den Blättern wußte, wo der Krieg stand, und er ging ruhiger seiner Arbeit nach. Die Kinder und alten Leute kamen unterm Hausdach hervor und blickten herzhast hinauf:

„Es ist noch sicher im Land!“

„Wer ist der Wächter?“

Am Tage drauf kam es aus; da lachte keiner mehr; der Großatt war beim Ammann gewesen: das Knechtlein, der Sahli, sei fort, ohne Wort und Auskunft. Der Alte schüttelte den Kopf. „Weiß nit,“ sagte er, „dem Bub fehlt's im Verstand, seit vom Krieg die Red'. Immer studieren und sinnieren, weiß Gott was, seit die Soldaten im Feld sind. Ist wohl immer ein Besonderer gewesen seit Jahr und Tag, aber so wie jetzt noch nie. Stillgestanden an einem Fleck oder unterm Dach und schaut zur Hochwacht hinauf, fast zum Erbarmen. Jetzt, wo das Fähnlein droben ist, vielleicht — wer weiß? — Die Dummheit! — Seit ich von den Chuzen geredet — wohl hat er's in den Kopf gefaßt und hat's ihn wie eine Krankheit geplagt!“

Der Bannwart ist mit ein paar Dorfbuben hinaufgestiegen im hohen Schnee.

Und wahrhaftig, auf der Hochwacht fanden sie ihn. Ein Haufen Holz lag auf der Platte, Fallholz, wie es der Winter von den Fluhannen drückt. Zum Feuer war es bereit, und darauf flatterte das weiße Tuch. Sie mußten fast lachen, als sie's sahen: zerstückt, zerrissen und mit Dornen zusammengesteckt, auf daß es eine Fahne war, fein weißes Hemd, von Flachß, das ihm die Bäuerin zum Gutjahr geschenkt.

Sahli lag am Holzstoß, abendseits, aber halb aufgerichtet, wie an eine schützende Wand gelehnt. Der Kopf hing, ermüdet vom langen Auslug, auf die Brust. Aber sie weckten ihn nicht mehr auf. Die Kälte der hellen Winter- nacht war stärker gewesen als er.

Aber er war noch fast wie im Leben, als sie ihn fanden, und als sie ihn ins Dorf

brachten, meinten viele, er schlafe und träume. Das weiß ich nicht, war nicht dabei und sah ihn auch nicht mehr; denn er war im Grab, als wir heim kamen. Aber alles erzählte davon, trotzdem das Dorf in jenen Tagen noch viel zu sehen und zu berichten hatte. Aber keiner lächelte, wenn die Rede auf Sahli kam.

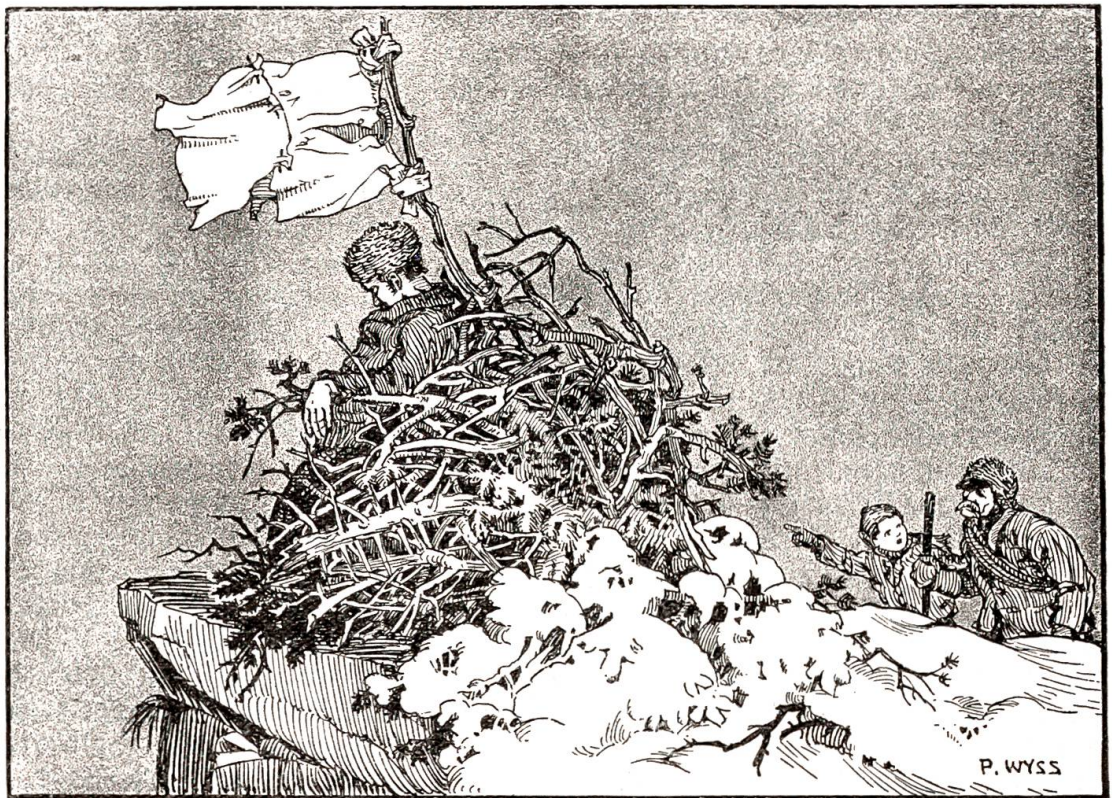
Und er blieb nicht vergessen, die Gemeinde hat ihm einen Grabstein gesetzt, und jetzt noch trägt die Hochwacht Sahlis Namen. Einer sagte

es zuerst: „Sahlis Hochwacht.“ Der andere sagte es nach, und wenn jetzt die Bundesfeuer brennen, dann heißt's im Dorf: „Sahlis Hochwacht“ brennt am schönsten!“

Der Vater saß in der Dunkelheit neben mir auf dem Dengelstein, und als er schwieg, schauten beide, er und ich, nach der Fluh hinauf, wo auf dem höchsten Gipfel ein stilles Leuchten stand, so daß man nicht erkennen konnte, ob es das verglimmende Höhenfeuer oder ein Stern am nächtlichen Sommerhimmel war.

Wetterregeln im Januar.

Ist der Jänner hell und weiß, wird der Sommer gerne heiß. — Im Januar viel Regen, wenig Schnee, tut Saaten, Wiesen und Bäumen weh. — Ein schöner Januar bringt uns ein gutes Jahr. — Januar warm, daß Gott erbarm'! — Wenn der Jänner viel Regen bringt, werden die Gottesacker



Sahli lag am Holzstoß, abends, aber halb aufgerichtet, wie an eine schützende Wand gelehnt.

gedüngt. — St. Paulus (25.) klar, gutes Jahr; bringt er Wind, regnet's geschwind. — Morgenrot am ersten Tag Unwetter bringt und große Plag'. — Ist der Januar gelind, Venz und Sommer fruchtbar sind. — Nebel im Januar bringen ein nasses Frühjahr. — Ist der Jänner naß, bleibt leer Scheune und Faß. — Am Vinzenzi Sonnenschein, gibt viel Korn und guten Wein. — Wächst das Gras im Januar, ist's im Sommer in Gefahr. Am Weihnachtstage wächst der Tag, so weit die Mücke gähnen mag; am neuen Jahrestage wächst der Tag, so weit der Haushahn schreien mag; am Dreikönigstage wächst der Tag, so weit das Hirschlein springen mag. — Die Neujahrsnacht still, kalt und klar, deutet auf ein gutes Jahr. — Ist der Januar von Anfang bis zu Ende gut, so hat das ganze Jahr 'nen guten Mut.

Hohes Alter.

In der Umgebung von Rom ist eine Alara Scapaticie aus Sora 112 Jahre alt gestorben.